Fahrt ohne Ziel [Fortsetzung]

Autor(en): **Poltzer, Andreas**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **27 (1937)**

Heft 24

PDF erstellt am: **02.06.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-638686

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Bulgarien und Rumänien. Bei Ulm wird die Donau schiffbar, von Regensburg an besteht Frachtschiffahrt, die Personenschiffahrt beginnt jedoch erst in Passau. Während im oberen Donaulauf auf der bergereichen Strecke Passau-Linz die großartige Stromeinsamkeit Augen und Sinne gefangen nimmt, erregen auf der Flußstrecke Linz-Wien die anmutigen Gegenden im Struden-Nibelungengau und in der Wachau mit ihren Wald- und Rebenbergen, den Kirchen, ehrwürdigen Klöstern und Stiften, pittoresken Burgruinen und Schlössern die Bewunderung der Reisenden.

Strudengau heißt das Gebiet des Donautales zwischen Grein und der Einmündung der Ybbs. Für die Strecke von Persenbeug bis Melk wurde der Name Nibelungengau geprägt, die Strecke von Melk bis Krems ist unter dem Namen Wachau allgemein bekannt.

Auf der Strecke von Wien nach der Tschechoslowakei, nach Jugoslawien, Bulgarien und Rumänien verkehren zweimal wöchentlich die großen, elegant eingerichteten Expreßdampfer der Ersten Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft bis zur Endstation der internationalen Personenschiffahrt Russe am bulgarischen, bezw. Giurgia am rumänischen Ufer. Unterhalb Wien ist von der Menge der Reiseeindrücke besonders hervorzuheben das herrliche Bild, welches sich bei der Einfahrt in Budapest bietet, die prachtvolle Stromenge des Kazan Passes und das wildromantische Eiserne Tor.

So wirbt der Donaustrom immer neue Freunde und trägt dazu bei, den Fremdenverkehr, den so wichtigen Faktor im gegenwärtigen Wirtschaftsleben Oesterreichs, zu fördern und zu beleben.

Fahrt ohne Ziel

Roman von Andreas Poltzer

Copiryght by: Horn-Verlag. Berlin W 35

Doch der Advokat erreichte, was er erreichen wollte. Ich sah nun meine Sache in viel optimistischerem Lichte. Später durfte ich mich überzeugen, daß Buonavoli mehr konnte, als seinen Klienten guten Mut zuzureden.

Ich erfuhr von ihm, daß die Yacht „Milica" sich noch in Beirut befand. Man hatte das Schiff an die Kette gelegt.

Viel mehr interessierte mich das Schicksal von Milica.

Mehr als einmal lag mir die Frage nach Milica auf den Lippen. Doch ich sprach sie nicht aus. Als mich der Advokat, mit dem Versprechen, mich bald wieder aufzusuchen, verlassen hatte, bereute ich mein Schweigen bitter.

Marianne kam in den frühen Nachmittagsstunden. Sie besaß nun die Erlaubnis, mich täglich zu besuchen. Anscheinend hatte Buonavoli bei ihr das gleiche Verfahren wie mir gegenüber angewendet, denn sie sprach von meiner baldigen Entlassung wie von einer selbstverständlichen Sache.

Die Besuchszeit ging schon zu Ende, als mir etwas einfiel, das mich seit langem beschäftigte.

Ungeachtet der Vorschrift, fragte ich auf deutsch: „Marianne, warum hattest Du mich vor Bolton, dem amerikanischen Detektiv telegraphisch gewarnt?"

Sie sah mich überrascht an. „Hast Du meinen Brief nicht erhalten? "

Ich schüttelte den Kopf.

Sie sagte: „Ich habe gleich nach Empfang der Depesche, in der Du mir Deine Nizzaer Anschrift mitteiltest, einen Luftpostbrief an Dich gerichtet."

„Ich habe ihn nicht erhalten!"

„Bitte französisch sprechen, Herr Weindal!" sprach jetzt der Aufseher.

„Ich werde Dir alles bei nächster Gelegenheit erzählen", sagte leise Marianne.

Doch es sollte noch einige Zeit vergehen, bis ich hinter das Geheimnis von Bolton kam.

Zu meiner Ueberraschung sah ich den Advokaten Buonavolis bereits am nächsten Tage wieder.

Er kam in Begleitung eines unscheinbaren Mannes, den er mir als einen Herrn Petitjean vorstellte. Petitjean war Privatdetektiv. Uebrigens der einzige seines Zeichens in Beirut. Trotz des Advokaten Loblied auf seinen Begleiter — Herr Petitjean hörte sich Buonavolis Hymne ohne Wimperzucken an —, bewahrte ich eine gewisse Skepsis gegenüber den kriminalistischen Fähigkeiten des Beiruter Privatdetektivs.

Nur um den Advokaten nicht zu verärgern, gab ich dem schlechtgekleideten, unscheinbaren Mann auf seine Fragen Auskunft. Ich mußte ihm zunächst berichten, wie ich Milica und Lawrence kennengelernt hatte. Es war also nicht zu umgehen, daß ich auch die geraubten Schätze des Maharadschas erwähnte, die aufzufinden ich helfen wollte. Dann ließ sich Petitjean die Ereignisse an Bord der „Milica" berichten.

„Ein ganz geriebener Bursche!" sagte mit einem bewundernden Blick Buonavoli, nachdem der Detektiv gegangen war.

Er hatte für Petitjean anscheinend eine Schwäche.

Der Advokat befand sich bereits an der Tür, als ich ihn beim Rockzipfel faßte. Er blieb stehen.

„Haben Sie noch irgendeinen Wunsch, mein Freund?" fragte er zuvorkommend.

„Maitre, können Sie mir sagen, was mit Fräulein Borgholm, der Nichte von Lawrence, geschehen ist?"

Mir schien, als ob der bärtige Advokat mich mit einem sonderbaren Blick maß. „Was sollte schon mit ihr geschehen sein?" fragte er leichthin. Es war sonst nicht seine Art, eine Frage mit einer andern zu ewidern.

„Ich meine, wo befindet sich Fräulein Borgholm zur Zeit?"

„Hier in Beirut. — Wußten Sie das nicht?"

„Nein!" Und, obschon es mir schwer fiel, fragte ich weiter: „Warum ist Fräulein Borgholm noch in Beirut?"

„Sie liegt im Krankenhaus. Sie wurde gleich nach Ankunft des Schiffes mit einem argen Nervenfieber eingeliefert. Wie ich hörte, soll es ihr schon besser gehen ..."

„Vielen Dank, Maitre!" rief ich. Er sah mich überrascht an; anscheinend verstand er nicht, wofür ich mich so überschwänglich bei ihm bedankte. Nun wollte er gehen, aber dann schien er sich zu besinnen.

„Hm, sagen Sie, lieber Freund, haben Sie sich schon mal Gedanken gemacht, wer eigentlich der Mörder sein könnte ...?"

„Nein, das habe ich nicht ..."

Der Advokat sah mich eine Weile schweigend an. Dann sagte er scheinbar ohne jeden Zusammenhang: „Wissen Sie übrigens, daß, neben der Tochter, Fräulein Borgholm Lawrences Haupterbin ist?!"

Nun ging Buonavoli und ließ mich in größter Bestürzung zurück.

19. Kapitel.

Ich hatte den Advokaten nicht ganz belogen; ich hatte es in der letzten Zeit bewußt vermieden, mich mit Mutmaßungen über die Person des Mörders zu befassen. Ich gebe zu, es war eine Vogel-Strauß-Politik. Wer hatte Lawrence umgebracht? Milica? Nein und tausendmal nein! Jetzt, da ich wußte, daß sie ihres Onkels Erbin war, wollte ich an ihrer Schuld weniger denn je glauben. Wer aber hatte dann Lawrence getötet?

Von der Mannschaft des Schiffes bestimmt niemand! Lawrence hatte sich mit keinem der Leute jemals nur in ein Gespräch eingelassen. Auch schieden sie als Täter schon darum aus, weil sie zu jenem Teil der Yacht, wo sich die Kabinen des Besitzers und der Gäste befanden, gar keinen Zutritt hatten.

Hätte es einer von ihnen versucht, sich nach dem Achterdeck zu schleichen, so würde er unbedingt Gefahr gelaufen haben, vom wachthabenden Offizier, vom Rudergast oder vom Ausguck im Mast beobachtet zu werden.

Blieben die Offiziere selbst.

Aber, wenn sie den Schiffseigner auch nicht besonders liebten, eine Feindschaft zwischen ihnen und Lawrence bestand nicht. Auch hatte der plötzliche Tod des Millionärs nur Nachteile für sie. Ganz abgesehen davon, daß der Kapitän, der Schiffsingenieur und der Funker nun ihrem Spielverlust nachtrauern konnten — durften die Offiziere kaum hoffen, daß der neue Besitzer der Yacht sie in ähnlich großzügiger Weise entlohnen würde, wie der verstorbene Millionär dies tat.

Außer mir und Milica hatten nur drei Personen Zutritt zu den Kabinen des Achterdecks: die Stewardeß, der Steward, der schwarze Diener von Lawrence.

Die Erstgenannte konnte ich bei meinen weitern Betrachtungen von vornherein ausschalten; es lag kein Grund vor, warum sie den Mord begangen haben sollte.

Blieben also der Steward und der Neger Kobra.

Durfte ich den lächerlichen Schwarzen, der als Krawattennadel eine leuchtende Glühbirne trug, eine allem Anschein nach raffiniert ausgeklügelte Mordtat zutrauen?

Aber war der Bursche wirklich so einfältig, wie er tat? Würde ein verwöhnter und anspruchsvoller Mann, wie es Lawrence gewesen war, einen Tölpel als Leibdiener verwendet haben?

Nein, bestimmt nicht. Außerdem hatte der Neger vor dem Untersuchungsrichter klar und vernünftig gesprochen.

Plötzlich entsann ich mich meiner ersten Begegnung mit dem schwarzen Diener. Lawrence hatte da Kobra — übrigens ein sonderbarer Name — die Weisung gegeben, mir meine Kabine zu zeigen. Der Neger grinste auf seine einfältige Art. Aber schien es mir damals nicht, als hätte ich für den Bruchteil der Sekunde in seinen glänzenden Tieraugen ein intelligentes Aufleuchten gewahrt? Aus welchem Motiv aber sollte Kobra Lawrence getötet haben? Darauf fand ich keine Antwort; aber gab es denn nicht zwischen Herrn und Diener mehr als eine Möglichkeit zu einem Konflikt?

Es genügte zum Beispiel, daß Lawrence im Rausche die Hand gegen den Schwarzen erhoben hatte. Die Rachsucht der Farbigen ist ja bekannt. Außerdem hatte Kobra, nach seiner eigenen Aussage, die Pistole auf meinem Schreibtisch gesehen!

Was hätte ihn daran hindern können, nach meinem Einschlafen in die Kabine zu schleichen und die Waffe an sich zu nehmen. Ich kam zu der Schlußfolgerung, daß der Neger Kobra als mutmaßlicher Mörder von Lawrence keinesfalls auszuschalten war.

Und wie stand es mit dem alten, furchtbar vornehmen Steward?

Ihn der Tat zu beschuldigen, fand ich zunächst absurd. Dieser steife, immer korrekte Hoflakai sollte einen Mord begangen haben...? Aber plötzlich war es mir, als ob vor meinen Augen ein unsichtbarer Vorhang hochginge. Ganz im Gegenteil, dieser ältliche Mann mit seiner steinernen Maske war verdächtiger als nur irgend jemand!

Ich entsann mich deutlich, mit welcher unheimlichen Ruhe er mir die Ermordung Lawrences gemeldet hatte. Diese vollkommene Ausschaltung jeder Gemütserregung war alles eher als natürlich. Der irische Kapitän hatte schon recht, wenn er behauptete, daß der hochmütige Steward uns alle verachtete. Ich erinnerte mich noch genau, mit welcher maßlos angewiderten Miene er den betrunkenen und randalierenden Millionär betrachtet hatte. Wer weiß, wie oft der alles eher als zartfühlende Lawrence den aristokratischen Steward beleidigt und gedemütigt hatte... War nicht der Steward ein von einem gefährlichen Irrwahn Befallener? Er hatte Lawrence erschossen, wie man ein schädliches und unappetitliches Tier niedermacht. Ja, so mußte es gewesen sein!

Gleich bei seinem nächsten Besuch wollte ich Buonavoli meinen Verdacht mitteilen.

Aber es vergingen mehrere Tage, ohne daß ich den Advokaten wiedersah. Schließlich bat ich Marianne, Buonavoli zu benachrichtigen.

Mariannes täglichen Besuche waren mein großes Glück. Und trotzdem ein karges Glück.

Was läßt sich schon in wenigen Minuten einem lieben Menschen sagen, wenn hinter einem ein Dritter steht, in der Uniform eines Gefängnisaufsehers, und jedes Wort mitanhört?

Buonavoli kam erst am übernächsten Tag.

Ich hatte sofort das Empfinden, daß er eine gute Nachricht brachte. Seine kleinen, listigen und trotzdem Güte ausstrahlenden Augen blitzten mich triumphierend an. „Na, habe ich Ihnen nicht gesagt, daß mein Freund Petitjean ein ganz schlauer Bursche ist?!" war seine Begrüßung.

„Hat er den Mörder entdeckt?" rief ich. Ein Gefühl freudiger Hoffnung und bangen Erwartens hatte sich meiner bemächtigt.

„Sie verlangen zuviel, mein Freund! Was den Behörden im Laufe von Wochen nicht gelungen ist, das kann selbst Petitjean nicht in lumpigen fünf Tagen zustande bringen . . ." rief gespielt empört der Advokat.

Meine Miene verriet die Enttäuschung, die mir seine Antwort bereitete.

Lachend sagte Buonavoli: „Darum brauchen Sie nicht gleich den Kopf hängen zu lassen! Ihre Unschuld ist so gut wie erwiesen. Petitjean gelang es, in Ihrer Kabine auf der Yacht die verirrte Kugel zu finden!"

Ich konnte vor Freude kein Wort sprechen. Ich ergriff nur Buonavolis Hand und drückte sie.

„Ihre Entlassung ist jetzt nur noch eine Formsache. Sie brauchen bloß dem Untersuchungsrichter eine halbwegs plausible Erklärung zu geben, warum Sie behauptet haben, daß Lawrence beim Verlassen Ihrer Kabine die Pistole mitgenommen hätte."

Ich berichtete nun dem aufmerksam lauschenden Advokaten meinen Verdacht bezüglich des Stewards. Als ich geendet hatte, sagte Buonavoli kein Wort.

Es entstand eine peinliche Stille.

„Sie fragen mich ja gar nicht, wo Petitjean den Einschuß in der Kabine entdeckte?" fragte endlich Buonavoli.

„Ich bin sehr gespannt, es zu erfahren", rief ich. Doch meine Gedanken waren anderswo.

„Raten Sie doch mal?" rief der Advokat.

„Ich habe nicht die geringste Ahnung!"

„Nun, ich will Sie nicht auf die Folter spannen. Die Kugel befand sich in der Schwimmweste! Merkwürdigerweise war sie in der dicken Korkschicht stecken geblieben. Da sich der Einschußkanal im Kork wieder geschlossen hatte, verriet so gut wie nichts das Eindringen der Kugel. Aber Petitjean hat sie trotzdem gefunden! Geben Sie jetzt zu, daß der Mann was kann?"

„Ich wäre undankbar, täte ich es nicht!"

„Na, also. Und weil Sie es brav zugegeben haben, will ich Ihnen etwas verraten! Sie werden Petitjean noch mehr bewundern lernen. Wenn Sie der Untersuchungsrichter jetzt auch freiläßt, so lange der Mörder nicht gefunden ist, wird von dem ursprünglichen Verdacht immer etwas an Ihnen hängen bleiben. Aber Petitjean hat eine Fährte entdeckt. Und wenn er einmal eine gefunden hat, dann findet er auch den Täter . . ."

„Er fand eine Spur des Mörders??"

Der Rechtsanwalt schwieg, dann sagte er geheimnisvoll.

„Eine Spur der M ö r d e r i n !"

20. K a p i t e l.

Der Untersuchungsrichter empfing mich diesmal mit einer Freundlichkeit, die keinen Verdacht erweckte.

„Sie wissen bereits, Herr Weindal, daß wir die verirrte Kugel gefunden haben. Nun liegt es bloß an Ihnen, Ihre Freiheit wiederzugewinnen!"

Er wollte mir anscheinend Zeit lassen, denn er bot mir eine Zigarette an, er gab mir sogar Feuer. Erst dann fuhr er fort: „Wollen Sie mir nun sagen, warum Sie bei Ihrer Vernehmung behauptet haben, daß Lawrence die Pistole mitgenommen hätte?"

Ich war auf die Frage vorbereitet, trotzdem verursachte sie mir großes Unbehagen. Ich wollte nicht lügen und auch nicht die Wahrheit bekennen.

Und darum schwieg ich.

Zu meiner Ueberraschung nahm mir der Untersuchungsrichter meine Verstocktheit weniger übel, als ich gedacht hätte. Besaß er weitere Beweise meiner Unschuld?

„Fürchten Sie etwa, durch Ihre Aussage jemand zu belasten?" fragte er, wie mich dünkte, lauernd.

Fortsetzung folgt.